

- ³³⁾ Auf die Problematik der Buch- und Strophen-einteilung durch Karl Lachmann kann hier nur hingewiesen werden. Jedoch hat sie sich in der Wissenschaft trotz Anfechtungen und Kritik durchgesetzt.
- ³⁴⁾ Schweikle, Günter, S. 18.
- ³⁵⁾ Bumke, Joachim, Wolfram von Eschenbach, in: Stammler, Wolfgang (Begr.) / Langosch, Karl (Hg.), Die deutsche Literatur des Mittelalters, Verfasserlexikon Bd. 10, Berlin und New York 1999, S. 1375–1418.
- ³⁶⁾ Bumke, Joachim, Wolfram von Eschenbach, S. 251.
- ³⁷⁾ Man denke hier z. B. an das „Rolandslied“ des Pfaffen Konrad, der die heidnischen Ritter im Sinne der Kreuzzugsideologie als hoffärtig und prunksüchtig beschreibt.
- ³⁸⁾ Bumke, Joachim, Wolfram von Eschenbach, S. 214.
- ³⁹⁾ Bumke, Joachim, Geschichte der deutschen Literatur im hohen Mittelalter, S. 44.
- ⁴⁰⁾ Klaus Dieter Jaehrling geht dabei von einem umgekehrten Einfluß Ottos auf Wolfram aus, was in der Forschung jedoch sehr umstritten ist.
- ⁴¹⁾ Kästner, Hannes, S. 212.
- ⁴²⁾ Alfred Mundhenk, S. 146.

Werner Wilhelm Schnabel

Nürnberg als literarisches Zentrum des 16. und 17. Jahrhunderts.

Vom Meistersang zum Pegnesischen Blumenorden.

Das Thema, mit dem sich die folgenden Ausführungen beschäftigen sollen, erscheint angesichts des vorgegebenen Titels eindeutig und allgemeinverständlich. Der Gegenstand ist lokal fixiert, es wird eine bestimmte Funktionsaussage getroffen (die Rolle als „literarisches Zentrum“), und schließlich wird gleich auf zweifache Weise eine zeitliche Bestimmung vorgenommen: im Obertitel durch die eher grob bleibenden Jahrhundertangaben; im Untertitel durch die Benennung zweier Erscheinungen, die nun spezieller den literarischen Gegenstand markieren; zugleich rücken sie zwei Phänomene in den Blickpunkt, die in breiten Kreisen geradezu plakativ als 'nürnbergerisch' gelten: ist von Meistersingern die Rede, so verbindet man damit heute fast automatisch den Namen des Schuhmachers und Poeten, der durch das Wagnersche Musikdrama oft eher präsent ist als durch den Nachruhm des historischen Nürnberger Autors; und der „Blumenorden“

führt die Lokalisierung ja bereits im Namen, in dem er ausdrücklich auf die Beheimatung der Schäfer- und Hirtendichter an der Pegnitz verweist.

Was trotz alledem eine kleine Vorbemerkung nötig macht, ist somit nicht die lokale, auch nicht die zeitliche Fixierung des Gegenstands, sondern das eben erwähnte Funktions Schlagwort. Ein „literarisches Zentrum“ – was ist das eigentlich? Die einschlägigen Fachlexika kennen diesen Begriff nicht, die inhaltliche Füllung ist also nicht im Sinne eines Wortverwendungsvorschlags oder gar einer Definition normiert. Auch der Blick über die Fächergrenzen hinweg hilft uns da vorderhand nur beschränkt weiter. Ein „Zentrum“ ist – so lehrt die Mathematik – der Punkt im Inneren einer Fläche, der alle durch ihn gehenden Sehnen halbiert. Es ist klar, daß eine solch formale Bestimmung eines geometrischen Mittelpunkts für ein vielschichtiges

kulturelles Phänomen nicht hinreichend sein kann. Deutlichere Anknüpfungspunkte ergeben sich allenfalls dort, wo der Zentrumsbegriff in übertragenem Sinne verwendet wird. Kultur- und Wirtschaftsgeographie und Raumplanung benutzen ihn beispielsweise, um damit die besondere Rolle von Orten zu kennzeichnen, die für ihre Umgebung gemeinsame Aufgaben und wichtige Versorgungsfunktionen übernehmen. Eine geographische Mittelpunktlage ist dafür nicht zwingend notwendig.

Überträgt man diese Wortverwendung auf unseren Bereich, so wäre ein literarisches Zentrum somit als ein Ort zu bestimmen, der eine mehr oder minder ausgedehnte Peripherie mit literarischen Erzeugnissen versorgt und demzufolge all diejenigen anzieht, die mit diesen Produkten Interessen irgendwelcher Art verbinden – seien es solche der Neigung oder des wirtschaftlichen Gewinnstrebens. Das angesprochene Umfeld ist zunächst einmal in geographischer Extension vorstellbar – das neuerdings modische Schlagwort der „literarischen Landschaft“ mag dafür stehen. Es kann darüber hinaus aber auch bestimmte, von der geographischen Lage unabhängige, gruppenspezifische Bedürfnisse umfassen; zu denken wäre – wieder in Bezug auf die Literatur – an die Versorgungsfunktion etwa für Angehörige einer bestimmten Konfession, für eine bestimmte Bildungsschicht oder ein Publikum mit bestimmten stofflichen oder qualitativen Interessen und Erwartungen. Die Bezugfelder und Funktionsbereiche, durch die sich ein Zentrum als „Mittelpunkt“ konstituiert, können also auf ganz verschiedenen Ebenen liegen, und sie können sich überlagern oder auch gegenseitig ablösen.

Mit diesen knappen Überlegungen soll nicht etwa in eine theoretische Diskussion über die Begriffe Zentrum und Peripherie oder gar über das Schlagwort der „Literaturlandschaft“ eingetreten werden. Sie erscheinen aber notwendig, um den Inhalt und die Tragweite des Zentrumsbegriffs zumindest anzudeuten, bevor in der Folge von Nürnberg und seiner Bedeutung für die frühneuzeitliche Literatur die Rede sein soll. Denn es kann nicht darum gehen, lediglich eine Reihung

von Titeln schöngestiger Werke und von Namen berühmter Autoren vorzunehmen, um damit die Rolle der Reichsstadt an der Pegnitz zu illustrieren und zu unterstreichen. Verständlich wird die unbestrittene Zentralitätsfunktion Nürnbergs nur, wenn bewußt versucht wird, mehrere Ebenen darzustellen, die gemeinsam dazu beigetragen haben, der Stadt eine solche Rolle zu wachsen zu lassen. Im Anschluß an die Empirische Literatursoziologie soll dies hier unter drei Leitgesichtspunkten geschehen: es werden nämlich Aspekte der „Produktion“ von solchen der „Distribution“ und solchen der „Rezeption“ unterschieden.

Etwas weniger schlagwortartig und auf deutsch bedeutet dies: als Produzenten stehen die Autoren im Mittelpunkt; das Interesse gilt ihrer Situierung im sozialen Umfeld (also ihrer Herkunft und Ausbildung, ihrem Beruf und Status, ihrer Förderung und eventuellen Gruppenbildungen); ihre Stellung als Repräsentanten literarischer Traditionen, Strömungen und Ausrichtungen rückt aber auch ihre entsprechenden Werke ins Sichtfeld. Der Blick auf die Distribution beschreibt dagegen die Vermittlung der literarischen Werke an die potentielle Leserschaft; von Interesse sind dabei nicht nur Drucker und Verleger, Buchhändler und Kolporteur, sondern auch Bibliotheken oder Theater als Multiplikatoren schriftlich fixierter Kulturgüter. Der Gesichtspunkt der Rezeption schließlich fokussiert das Publikum selbst; er behandelt die Rahmenbedingungen der Lektüre, die Bildungsvoraussetzungen und Erwartungshaltungen der Leser; sie entscheiden über die Eigenart, über die Breite und Aufnahmefähigkeit des literarischen Marktes und damit letztendlich über den zeitgenössischen Erfolg eines Buches.

*

Der Meistersang, der den ersten Bezugspunkt unseres historischen Überblicks darstellt, ist zumindest als Schlagwort allgemein bekannt. Man versteht darunter die Liedkunst von Handwerker-Dichtern, die sich seit dem 15. Jahrhundert in Anlehnung an die Wirksamkeit fahrender Spruchdichter des Mittelalters entwickelt hat. Die Meistersinger selbst

beriefen sich auf eine Tradition, die angeblich bis ins frühe 14. Jahrhundert zurückreichte: 1315 soll der Meister Frauenlob in Mainz die erste Meistersingerschule begründet haben, und neben ihm zählen die Spruchdichter Regenbogen, Marner und Heinrich von Mügeln zu den „vier gekrönten Meistern“, auf die man stolz Bezug nahm. Ja selbst bis ins Jahr 962 griff man zurück, um in einer Gründungssage die Privilegierung der „zwölf alten Meister“ durch Papst und Kaiser zu behaupten. Auch wenn derartige renommefördernden Herkunftsbildungen ins Reich der Legende zu verweisen sind: inhaltlich handelt es sich beim Meistersang tatsächlich um eine epigonale Anknüpfung an die mittelalterliche Spruchdichtung, also die vor allem lehrhaften Lieder und Gedichte, die nicht dem Minnesang zuzuordnen sind. Wir haben es hier mit dem verbreiteten Phänomen des sogenannten „Sinkens“ von Kulturgütern zu tun: nach einer Blütezeit in sozial höheren Schichten werden sie dann von tieferstehenden Gruppen aufgenommen und weitergeführt, während sie in den Führungsschichten verschwinden.

Den Sängern aus dem Handwerkermilieu kam es dabei wie ihren Vorbildern zunächst vor allem darauf an, belehrend oder erbauend auf ihre Zuhörer einzuwirken. Entsprechend dominierten zumindest in der Frühzeit auch die biblischen und mariologischen Stoffe. Erst im Laufe des 16. Jahrhunderts, mit dem Ausgreifen der Reformation, verlegten sich die Meistersinger dann zunehmend auf weltliche Sujets. So finden sich unter den Gesängen nicht nur versifizierte Erzählungen und Schwänke, Spruchreden, Spottverse und Rätselstrophen, sondern auch 'Buhl-' und Trinklieder.

Deutlich ist die Anknüpfung an die höfisch geprägte Kunstdichtung vor allem in der strengen Beachtung lehr- und lernbarer Kunstregeln und im Bemühen, dabei auch den eigenen Bildungsstand zu präsentieren. In Anlehnung an die mittelalterlichen Vorbilder und im Wettstreit mit ihnen galt der Ehrgeiz der Meister nicht nur dem genauen Befolgen vorgegebener, oft außerordentlich komplexer Versmaße und Strophenformen; zum „Meister“ konnte sogar nur werden, wer selbst einen neuen „Ton“, also ein neues,

möglichst kunstvolles Strophenmodell aus Text, Rhythmus, metrischer Gestalt und zugehöriger Melodie entwickelt hatte. Diese „Töne“ trugen – für heutige Ohren – recht merkwürdige Bezeichnungen (etwa: die „stumpfe Lerchenweise Adam Puschmanns“, „Sixt Beckmessers goldener Ton“, der „Thüringer Herren Ton“, die „überkurze Senfkörnleinweise“, die „Kurze Affenweise“); dies diente aber nicht zuletzt der Unterscheidung der zahlreich überlieferten Formen und sicherte ihren Schöpfern zudem auch gewisse Urheberrechte an ihren Erfindungen.

Bemerkenswert am Meistersang ist so zum einen eine strikte Reglementierung der poetischen Produktion und ein bewußtes Formstreben, das dem interessierten Leser heute recht fremd erscheinen mag. Es ist zum anderen aber auch die betont gesellschaftliche Organisationsform der Meister und ihrer Hervorbringungen. Die einzelnen Gruppen, die Sängerschulen, waren streng hierarchisch organisiert: die sogenannten „Singer“ reproduzierten lediglich fremde Lieder und hatten sich dabei peinlich genau an die vorgegebenen Regeln zu halten; dagegen berechnete das Verfassen eines eigenen Textes zu einer fremden Melodie dazu, den Titel „Dichter“ zu führen. „Meister“ wurde man – wie erwähnt – erst, wenn man einen eigenen Ton erfunden hatte. Die „Merker“ schließlich fungierten als Vorsteher einer Gruppe; als oberste Autoritäten erteilten sie über die Sangeskünste der Mitglieder und registrierten Verstöße. Festgehalten wurden die poetischen Regeln und Terminologien in den sogenannten „Tabulaturen“. Sie enthielten die verbindlichen Vorschriften zur Reimqualität und zum metrischen Bau der Strophen, legten etwa auch fest, daß der Sprachgebrauch grammatisch und syntaktisch korrekt, mundartfrei und verständlich zu sein habe. Die Veranstaltungen selbst wurden – als „Hauptsingen“ – mit meist religiösen, zumindest aber ernsten Inhalten oft in Kirchen abgehalten; die sogenannten „Zechsingen“ mit einem offeneren Repertoire fanden dagegen in Wirtshäusern statt. Stets wurde der Gesang von einem einzelnen Sänger – also nicht im Chor – und ohne Instrumentalbegleitung vorgetragen.

Meistersingergruppen existierten in vielen Städten insbesondere in Süd- und Südwestdeutschland. Worin liegt nun aber die besondere Bedeutung Nürnbergs, die – nicht erst seit Wagners spätromantischer Adaption – auch in breiteren Kreisen präsent ist? Mit Repräsentanten wie Lienhard Nunnenbeck, Hans Folz, Sixt Beckmesser, Georg Hager, Hans Glöckler, Ambrosius Metzger und Hans Sachs hat sie immerhin Meister aufzuweisen, die über Philologenkreise hinaus auch heute noch eine gewisse Bekanntheit haben.

Der überregionale Stellenwert, ja die Mittelpunktfunktion Nürnbergs für die Singebewegung hängt interessanterweise ganz wesentlich von der überragenden Bedeutung des letztgenannten ab. Hans Sachs (1484–1576), aus kleinbürgerlichen Verhältnissen stammend, hatte als Jugendlicher immerhin sechs Jahre lang die Lateinschule besucht, bevor er sich als 15jähriger dem Schusterhandwerk zuwandte und zugleich in den Meistergesang eingeführt wurde. Bis auf seine Wanderjahre als Schuhmachergesell zeitlebens in Nürnberg ansässig, gelangte er hier zu Wohlstand und konnte seinen Beruf in späteren Jahren aufgeben, um sich ganz seiner schriftstellerischen Tätigkeit zu widmen. Und deren Spannweite und Wirkungskraft ist kaum zu überschätzen. Fast 6300 Titel umfaßt der Katalog seiner Sangsprüche und Meisterlieder, wozu noch eine beträchtliche Zahl von Fabeln und Schwänken sowie 130 Komödien und Tragödien und 85 Fastnachtspiele kommen. Allein schon quantitativ ist das ein Werk beeindruckenden Umfangs. Der selbstbewußte und fleißige Schuhmacherpoet, der über seine Texte übrigens akribisch Buch führte, nahm ab 1523 energisch für die lutherische Reformation Partei und stellte auch sein Schaffen immer wieder in den Dienst der Glaubenssache. Nicht nur übersetzte er fast die gesamte Bibel in Meisterlieder und Spruchtexte; auch in seinen weltlichen Meistergesängen und seinen Dramen verstand er es, ein bürgerliches Weltbild mit antik-humanistischem Bildungsgut und reformatorischen Elementen zu verbinden und mit seinen belehrenden, tröstenden und lebenspraktischen Intentionen in Einklang zu bringen. Vor allem die Spruchdichtungen –

oft in Zusammenarbeit mit namhaften Illustrationskünstlern als Einzeldrucke verbreitet – fanden über sein Publikum aus dem bürgerlich-handwerklichen Milieu hinaus breite Resonanz.

Dagegen blieben die Meisterlieder meist auf handschriftliche Überlieferung beschränkt. Sie galten als Eigentum der Singerschulen, deren Mitglied der Meister war, und sind deshalb heute zu einem nicht unerheblichen Teil verschollen. Das bedeutet allerdings nicht, daß sie wirkungslos oder auch nur auf den engeren Raum Nürnbergs beschränkt geblieben wären. Sachsens poetischer und stofflicher Erfindungsreichtum wurde durch Kontakte der Gemeinschaften untereinander rasch publik. Er hatte sogar zur Folge, daß die Meistersingerbewegung, die sich zu Beginn des 16. Jahrhunderts allgemein im Niedergang befand, weit über Nürnberg hinaus an neuer Zugkraft gewann. Als erster Meister stellte er sich öffentlichkeitswirksam, wenn auch nicht unkritisch in den Dienst der Reformation; als erster bearbeitete er in größerem Umfang und in einer spezifischen Mischung von Satire und Didaxe auch nichtreligiöse Themen (also etwa Fabeln, Schwänke, Historien usw.); wesentlich war er zudem an der Organisation und Reglementierung der Nürnberger Singeschulen beteiligt, ja er war zweifellos die zentrale Gestalt unter den Nürnberger Meistern. Die von ihm initiierten Impulse führten dazu, daß sich die Neu- und Wiederbegründungen von Gesellschaften während des 16. Jahrhunderts (etwa in Augsburg, Colmar, Magdeburg, Mainz, Ulm, Breslau und Straßburg) praktisch ausnahmslos gerade an den Nürnberger Gesangsvereinen und Reformaten orientierten und die dort eingeführten Neuerungen übernahmen. Das blieb auch während einer zweiten Blüte des Meistersangs zwischen 1590 und 1630 nicht zuletzt deshalb so, weil das Nürnberger Tönerepertoire das aller anderen Gruppen im Reich an Umfang weit übertraf. Es waren interne Zwistigkeiten, die Lasten des Dreißigjährigen Krieges und gewandelte poetologische Leitideen, die seit dem zweiten Drittel des 17. Jahrhunderts zum Niedergang der Nürnberger Gemeinschaft führten. Endgültig aufgelöst wurde sie erst 1774.

Nur am Rande sei noch erwähnt, daß Sachs auch für die Gattung „Fastnachtspiel“ eine ähnlich überragende Bedeutung einnimmt. Auch hier knüpfte er an eine Tradition an, die in Nürnberg – wie im gesamten West- und Süddeutschland – seit dem frühen 15. Jahrhundert in der Zeit vor der vierzigjährigen Fastenzeit gepflegt wurde. Von den heute 144 bekannten Stücken aus der Zeit vor 1500 stammen allein 108 aus Nürnberg. Auch hier steht Sachs an der Schwelle einer neuen Zeit, die nicht zuletzt durch sein Wirken rasch auch in anderen Zentren der Spielkunst aufgenommen wurde. Hatte die vorher gepflegte Komik vor allem auf der Abwechslung bäurischer Narren von stadtbürgerlichen Verhaltensnormen beruht und mit zotig-sexuellen Sujets und Anspielungen gearbeitet, verzichtete Sachs zwar nicht auf eine derbe, zum Teil skatologische Sprache – sie gehörte zur Spieltradition und wurde vom Publikum erwartet; andererseits vermied er aber allzu offene Obscoena, die die aufführenden Truppen oft in Konflikt mit der auf Sitte und Moral bedachten Obrigkeit gebracht hatten. Zudem setzte er neben den Gegenständen aus dem bäuerlichen Milieu zunehmend auch auf solche aus dem kleinbürgerlich-städtischen Umfeld und dramatisierte nun auch verbreitete Schwankstoffe. Dabei entwickelte er das herkömmliche „Reihenspiel“ – eher eine Folge unverbundener Personenreden – weiter, indem er die einzelnen Szenen in eine zusammenhängende, geschlossene Handlung integrierte und später gelegentlich sogar zu lustspielartigen Einaktern komprimierte. Auch hier ist die an Alltagserfordernissen orientierte didaktische Ausrichtung – wie überall bei Sachs – unverkennbar. Bis heute gehören manche seiner Fastnachtspiele – nicht nur in Nürnberg – zum Repertoire von Laienspielgruppen, während die anderer bedeutender Nürnberger Autoren, etwa die Jacob Ayrsers (1544–1605), nicht mehr gespielt werden.

*

Der Meistersang richtete sich ebenso wie das Fastnachtspiel vor allem an ein städtisch-kleinbürgerliches Publikum; ähnliches gilt für die von Sachs verwendeten Genres wie Streitgespräche, Dramatisierungen antiker

oder biblischer Themen oder theatralische Umsetzungen der beliebten Volksbuch-Stoffe (etwa des „Fortunatus“, des „Hürnen Seufried“, der „Melusine“ oder der „Schönen Magelone“). Zwar spielte gerade Hans Sachs immer wieder auf Bildungsgut an, was auf ein gebildeteres, mit populären Stoff- und Motivtraditionen vertrautes Publikum schließen läßt. Insgesamt aber bildete der Erfahrungs- und Erwartungshorizont einer nichtakademischen Zielgruppe den Bezugspunkt; Breitenwirksamkeit war nicht nur angestrebt, sondern wurde sowohl sprachlich wie durch die Aufführungspraxis augenscheinlich auch erreicht.

Anders war dies bei den Autoren, die die bereits im 15. Jahrhundert auch in Nürnberg verankerte humanistische Literaturtradition ins 16. und 17. Jahrhundert hinein fortsetzten. Nicht, daß ihnen an didaktischer Wirkung und literarischer Anerkennung nicht gelegen gewesen wäre. Ganz im Gegenteil: mit geistreichen und bildreichen Huldigungsgedichten erwies man sich gegenseitig Reverenz; mit der Anspielung auf entlegene Stoffe und Motive vor allem antiker Herkunft, mit gewählter, oft auch äußerst manierierter Sprache belegte man seine Kunstfertigkeit; und die Wahl passender, gegenstandsadäquater Einkleidungsformen für die poetischen Erfindungen bezeugte deutlich die Verankerung in einer gemeineuropäischen kulturellen Tradition, die ihre Wurzeln im Italien des 14. Jahrhunderts hatte.

Wesentlicher Ansatzpunkt des Humanismus war die Rückbesinnung auf die griechischen und römischen Wurzeln der abendländischen Kultur, die erst seit dem ausgehenden Mittelalter wieder zur Kenntnis genommen wurde. Die Anverwandlung des antiken Erbes auf den Gebieten der Literatur, der Philosophie, aber auch der Naturwissenschaft vollzog sich dabei in einem spezifisch christlichen Gewande. Auch wenn der eigentliche Wortsinn des Ideals vom „*vir humanus et doctissimus*“ das Welt- und Menschenbezogene der Erkenntnisziele akzentuierte und sich die „*studia humanitatis*“ von den mittelalterlichen „*studia divina*“, also der „Gottesgelehrtheit“ absetzten: Interesse und Ziel einschlägiger Bestrebungen war es immer, die

Weisheit und die Lehren der Alten für eine Gegenwart fruchtbar zu machen, die auf der einen Seite grundlegend christlich geprägt war, sich auf der anderen aber aus kirchlicher Bevormundung zu befreien versuchte. Die Überschneidung und Vermischung antiker und christlicher Vorstellungen, Gedankeninhalte und Bilder, wie sie in der humanistisch geprägten Literatur ebenso wie in den bildenden Künsten auftritt und heute vielleicht etwas eigenartig erscheinen mag, ist ein deutliches Signum dieser Anverwandlungsstrategie. Über dem Bemühen, beide Positionen in Einklang zu bringen, und über aller kulturellen Traditionsbindung wurde doch auch nie die Alterität der Zeitumstände vergessen. Der Orientierung an der Antike trat so mehr und mehr der Wettstreit mit den Alten an die Seite, wie er prägnant im poetologisch eminent wichtigen Begriffspaar von „imitatio“ und „aemulatio“ zusammengefaßt wurde.

Allerdings: die im engeren Sinne humanistisch ausgerichteten Autoren wandten sich eben nicht an die kleinbürgerlichen Städter, die kleinen Händler und Handwerker; den Fixpunkt bildete vielmehr eine akademisch gebildete, mit den alten Sprachen vertraute Gelehrtenengesellschaft; innerhalb ihrer wollte man sich verstanden fühlen, ihr wollte man sich zugehörig erweisen. Das für die Dichtungen verwendete Latein, das sich an der Antike, bewußt nicht am mittelalterlichen „Küchenlatein“ orientierte und durch Gräzismen und Neologismen bald immer komplexer wurde, macht nicht nur dem heutigen Leser die Wahrnehmung fast unmöglich; sie schloß schon im 16. Jahrhundert selbstverständlich das breitere Publikum aus, das je nach Schulbildung allenfalls mit den Anfangsgründen des Lateinischen vertraut gemacht worden war; Bemühungen mit der Volkssprache, wie sie in den romanischen Ländern und den Niederlanden gar nicht selten waren, spielten in Deutschland zunächst nur eine marginale Rolle und standen meist im Zusammenhang mit Bestrebungen zur Ausbreitung der Reformation.

Auf der anderen Seite sicherte der Gebrauch einer gesamteuropäischen Verkehrssprache aber auch Kenntnisnahme unabhängig von politischen, konfessionellen und national-

sprachlichen Grenzen. Zum Kreis der internationalen Bildungsschicht zu gehören, in die „societas litteraria“ aufgenommen zu werden, war das Ziel aller ambitionierten Poeten. Ausgedehnte Briefwechsel untereinander, das gegenseitige Bedichten zu einer Vielzahl von Gelegenheiten, der Austausch und die Widmung von Schriften, die Bildung informeller Gruppen waren ohne Zweifel Instrumente des internen Gedankenaustauschs; sie stellten aber auch Mittel zur Selbstvergewisserung dar. Gerade die Sodalitäts- und Sozietätskonzeptionen, die als ein Charakteristikum der humanistischen Gelehrtenwelt bis weit ins 17. Jahrhundert hinein gelten können, bildeten nicht nur eine aktualisierende Wiederbelebung antiker Freundschaftsvorstellungen, wie es das öffentlichkeitswirksame Selbstbild der Humanisten verstanden wissen wollte; die Gruppenbildungen fungierten gleichzeitig auch als Netzwerke nützlicher und statushebender Beziehungen von Gleichgesinnten. Sie bildeten einen Kompensationsmechanismus, mit dem die Gelehrten durch Kontakt und gegenseitige Bestätigung versuchten, der Isolation in ihrer alltäglichen Lebensumwelt zu begegnen.

Welchen Stellenwert nimmt nun Nürnberg in diesem Kontext ein? Die Reichsstadt, noch ohne eigene Universität und eher von merkantilen als wissenschaftlichen Interessen geprägt, bot dafür zunächst eigentlich einen wenig geeigneten Nährboden. Trotzdem war sie schon seit den 40er Jahren des 15. Jahrhunderts von der neuen Bildungsbewegung erfaßt worden. Es waren wohl die studierenden Söhne der wohlhabenden Kaufleute gewesen, die den Humanismus in Italien kennengelernt hatten und dann in der Heimat zu fördern begannen. Die aktivsten Mitglieder waren freilich fast ausschließlich Zuwanderer von außerhalb. Sie gehörten mehrheitlich der Schicht der städtischen Amtsträger an, waren studierte Juristen oder auch Theologen. Als Mittelpunkt eines Humanistenkreises etablierte sich der aus Schweinfurt stammende Jurist und Diplomat Gregor Heimburg (1400–1472), der von Enea Silvio gerühmt wurde, die Beredsamkeit von Italien nach Deutschland gebracht zu haben. Der aus Schwaben kommende berühmte Übersetzer

Nicolaus von Wyle (um 1415–1479) war – freilich nicht einmal ein Jahr lang (1447) – Stadtschreiber in Nürnberg.

Erst seit den 1470 und 80er Jahren setzte sich der Humanismus dann aber auf breiterer Basis fest. Unter den noch ins 15. Jahrhundert gehörigen Exponenten des naturwissenschaftlichen Humanismus hervorzuheben ist etwa der Mathematiker und Astronom Johannes Müller aus dem fränkischen Königsberg, genannt Regiomontanus (1436–1476), der 1471 aus Ungarn in die Reichsstadt zog und hier reiche finanzielle Unterstützung fand. Der Patrizier Heinrich Schlüsselfelder legte unter dem Pseudonym Arigo 1472/73 die erste deutsche Übersetzung von Boccaccios „Decamerone“ vor und machte dieses Werk der Weltliteratur damit auch einem breiteren deutschen Publikum zugänglich. Sigismund Meisterlin (um 1435 – um 1500) aus Augsburg war ab 1481 Pfarrer in Großgründlach nördlich von Nürnberg, wo er im Auftrag des Rates historiographische Abhandlungen schuf, die die patrizische Stadtherrschaft und die Freiheit der Stadt gegenüber den zollerschen Burggrafen und dem Reich legitimierten. Der Arzt Hartmann Schedel (1440–1514) ist der Verfasser der berühmten „Weltchronik“, die 1493 erstmals in einer lateinischen Ausgabe erschien. Noch im gleichen Jahr ins Deutsche übersetzt, gilt das kompilatorische Werk heute nicht zuletzt aufgrund seiner repräsentativen buchdruckerischen Aufmachung als besonders beeindruckender Beleg für den technischen Stand der Nürnberger Wiegendruckzeit. Der Handelsmann Sebald Schreyer (1446–1520) schließlich, selbst nicht schöpferisch tätig, fungierte als wichtiger Initiator, Gastgeber und Mäzen, der nicht zuletzt der Meisterlinschen Chronik Nürnbergs und der Schedelschen Weltchronik zur Verwirklichung verhalf. Er war es auch, der den „Erzhumanisten“ Conrad Celtis (1459–1508) zeitweilig nach Nürnberg zog und ihn zur Abfassung seiner „Norimberga“ bewog (1493–1495). Dieses Werk, der traditionellen Gattung des „Städtelobs“ zuzuordnen, priest in genretypischer Wohlredenheit die Ursprünge, die geographische Lage der Stadt, die Sitten seiner Bewohner und ihre patrizische Regierungsform. Die Arbeit, eigentlich

als erster Teil einer „Germania illustrata“, also einer Reihe von Preisschriften über ganz Deutschland geplant, kam wegen des unsten Lebenswandels des Celtis und aufgrund seines frühen Todes nicht mehr zustande.

Dieselbe Funktion als Mittelpunkt eines Kreises ähnlich interessierter Personen, als Ideengeber und Förderer, als Brieffreund zahlreicher Berühmtheiten der Zeit übte nach Schreyer vor allem Willibald Pirckheimer (1470–1530) aus. In Eichstätt geboren und schon von seinem Vater in humanistischem Geist erzogen, gehörte er nach eingehenden Studien in Italien zu den profiliertesten Kennern der griechischen Sprache und Literatur in Deutschland. Er selbst hat griechische Klassiker wie Aristophanes und Lukian, Philosophen wie Platon und Aristoteles, Historiker wie Xenophon und Thukydides und frühchristliche Kirchenschriftsteller wie Gregor von Nazianz und Johannes Chrysostomus ins Lateinische und ins Deutsche übersetzt und kenntnisreich kommentiert. Dadurch wurden sie den zahlreichen Gelehrten erst wieder zugänglich, die zwar Latein, nicht aber das Griechische verstanden; zugleich war Pirckheimer aber – anders als viele andere deutsche Humanisten – der Überzeugung, daß auch das Deutsche geeignet sei, die Gedanken der antiken Autoren auszudrücken. Der Ansehensgewinn der Volkssprache, der dann durch Luthers Bibelübersetzung enorme Schubkraft gewann, war hier bereits angelegt. Bedeutsam ist Pirckheimer nicht nur wegen seiner eigenen literarischen Tätigkeit; vor allem seine internationalen Korrespondenzen mit bedeutenden Gelehrten und Literaten (u. a. mit Erasmus von Rotterdam, Johannes Reuchlin, Ulrich von Hutten und Conrad Peutinger) sicherten seiner Heimatstadt weitreichende Aufmerksamkeit; er war zudem die Schlüsselfigur, Ideengeber und Förderer der zeitgenössischen Nürnberger ‚Literatenszene‘. Der gerade von zahlreichen Humanisten begrüßten Reformation stand er anfangs zustimmend, dann aber zunehmend skeptisch gegenüber.

Es ist hier nicht der Raum, noch näher auf die übrigen, zum Teil namhaften Repräsentanten des Humanismus in Nürnberg einzu-

gehen. Der Arzt Hieronymus Münzer (um 1449–1508) wäre hier ebenso zu nennen wie Johannes Cochläus (1479–1552), der Nürnberger Schulmeister und später erbitterte Gegner Luthers; die Rolle des Klosterhumanismus in den Nürnberger Konventen wäre näher zu beleuchten, die in den Mitgliedern der „Societas Staupitziana“ des Augustinerklosters und in Caritas Pirckheimer (1467–1532), der Schwester des eben Genannten, prominente Vertreter gefunden hat. Nur hingewiesen werden kann auch auf Albrecht Dürer (1471–1528), der ja keineswegs nur ein universaler bildender Künstler war; als Kunsttheoretiker und Verfasser von Anleitungsbüchern zur Meß- und Fortifikationskunst und zur Proportionslehre zählte er – heute wenig bekannt – auch zu den erfolgreichsten Autoren im Europa seiner Zeit.

Festzuhalten ist jedenfalls, daß die Reichsstadt am Ende des 15. und im frühen 16. Jahrhundert zu einem weitbekannten Zentrum humanistischer Gelehrsamkeit geworden war. Über einige Jahrzehnte sammelte sich hier ein wechselnder Kreis von Gleichgesinnten, die häufig gezielt von außerhalb zuzogen. In Nürnberg konnten sie von einer entwickelten wirtschaftlichen und kulturellen Infrastruktur profitierten und erfuhren zudem die Förderung wohlhabender und vielseitig interessierter Kaufherren. So entfaltete sich hier zeitweilig ein intellektuelles Klima, wie es das im deutschsprachigen Raum allenfalls noch in Augsburg oder Wien gab. Öffentlichkeitswirksam sind die großen Namen und vor allem die internationalen Kontakte, die sich die Betroffenen durch ihre oft jahrelangen Studienreisen und ihre weit ausgreifenden Korrespondenzen geschaffen hatten. Daß Nürnberg „Auge und Ohr Deutschlands“ sei – wie Enea Sylvio es ausdrückte – ist also nicht ein nur übertreibender Topos panegyrischen Städtelobs, sondern Metapher für die tatsächliche wirtschaftliche und kulturelle Rolle der damaligen Stadt.

Auch wenn diese Blütezeit spätestens mit den 1530er Jahren zuendeging: der Humanismus blieb doch weiterhin die beherrschende Bildungsbewegung, die nicht nur die schulische und akademische Bildung, sondern auch

die internen Beziehungen innerhalb der „societas litteraria“ bestimmte. Mehr und mehr begannen sich die kulturellen Zentren allerdings von den Städten an die Höfe zu verlagern. Dort wurden den Gelehrten finanziell bessere Bedingungen geboten, zudem die statushebende Teilhabe an höfischem Glanz. Indes hat es in Nürnberg und an der reichsstädtischen Universität in Altdorf auch in der Folgezeit bemerkenswerte Exponenten des Späthumanismus gegeben, selbst wenn die ganz großen Namen fehlen.

Vor allem Ärzte und Juristen waren es, die in den internationalen Austausch der Gelehrten eingebunden waren und an den zeitgenössischen Diskussionen teilnahmen. Eigene literarische Tätigkeit in Form von Gelegenheitspoesie oder philologischer Textedition und -kommentierung gehörte mit zum Ausweis ihrer Zuordnung zu dieser internationalen Bildungselite. Auf dem Gebiet der Emblematik etwa, einer gemischtmedialen, Bild und Text vereinigenden Gattung des 16. und 17. Jahrhunderts, die nach festen strukturellen und inhaltlichen Regeln auf allegorische Weise Lebensweisheit und Belehrung vermittelte, zählte eine Nürnberg-Altendorfer Gruppe mit dem Arzt und Botaniker Joachim Camerarius (1534–1598), dem aus Mömpelgard stammenden Mediziner und Philosophen Nicolaus Taurellus (1547–1606) und dem gebürtigen Augsburger Juristen Georg Rem (1561–1625) zu den besonders prominenten Repräsentanten, die zum einen dezidiert naturwissenschaftliche Interessen mit literarischen Aussageintentionen verbanden beziehungsweise – zum anderen – eine ethisch fundierte politische Emblematik mit praktischem Gebrauchsnutzen intendierten. Daß die für die Buchveröffentlichungen nötigen Kupferstiche problemlos und in enger Absprache von einheimischen Künstlern angefertigt werden konnten, hat die Herstellungsbedingungen der entsprechenden Druckwerke nicht unerheblich erleichtert.

*

Die gemeinsame späthumanistische Basis, die das Geistesleben der Nachreformationszeit beherrschte, führt bruchlos in die Barockdichtung weiter. Sie brachte in Nürnberg noch

einmal eine besondere Blüte des literarischen Lebens hervor. Zum einen beruhte sie auf der Massierung literarisch interessierter und produktiver Akademiker in der Stadt, zu denen neben den Medizinern, Juristen und gebildeten Mitgliedern des Patriziats und der Ehrbarkeit häufiger auch Theologen gehörten. Zum anderen ist sie aber das unbestreitbare Verdienst des Pegnesischen Blumenordens. Er hat nicht nur die überregionalen Kontakte der Poeten fortgesetzt und neu geknüpft, sondern ging selbst ausgesprochen experimentierfreudig ans Werk und schuf gar einen spezifischen „Nürnberger Stil“, der um die Mitte des 17. Jahrhunderts häufig nachgeahmt, später allerdings auch scharf kritisiert wurde.

Die Ursprünge dieser Sozietät liegen in der gemeinsamen literarischen Arbeit des Nürnberger Patriziers Georg Philipp Harsdörffer (1607–1658) und des jungen, aus Meißen stammenden Theologen Johann Klaj (1616–1656). Beide hatten 1644 anlässlich einer patrizischen Doppelhochzeit ein kleines schäferliches Epithalamium, also ein Hochzeitsgedicht, verfaßt. Unter Rückgriff auf die berühmtesten Schäferromane der Zeit, Opitzens „Schäfferey von der Nymfen Hercinie“ und die „Arcadia“ des Philipp Sidney, schufen die Verfasser die Fiktion eines sängerlichen Wettstreits um das bessere Gedicht zu dieser Feier, die – dem Brauch der Zeit gemäß – durch vorgetragene und gedruckte Gelegenheitsgedichte verherrlicht wurde. Es ist also „anlaßbezogene Gebrauchsliteratur“, die am Anfang der zunächst eher informellen Dichtergruppe steht. In der heutigen Bewertung wird solcher Gelegenheitspoesie meist nur ein inferiorer Rang eingeräumt und damit einem Perspektivenwechsel gefolgt, der erst in der Goethezeit entstanden ist. Bis weit ins 18. Jahrhundert hinein handelte es sich dabei allerdings durchaus um legitime und von der Poetik ausdrücklich sanktionierte literarische Gegenstände. Das „Pegnesische Schäfergedicht“ und die ihm nachfolgenden poetischen Arbeiten sind also nicht etwa ihres Anlasses willen, sondern vor allem aufgrund der geschickten Aufnahme zeitgenössischer Modeströmungen und wegen ihrer rhetorischen und sprachlichen Verarbeitung bemerkenswert.

Vor allem Harsdörffer war zu dieser Zeit kein Unbekannter mehr. Seine im Bildungsgang und auf Reisen erworbene enge Vertrautheit mit der Kultur der Romania hatte er mit erheblicher Breitenwirkung auch praktisch umgesetzt. Nicht nur korrespondierte er rege mit in- und ausländischen Literaten und rezipierte die Neuerscheinungen v. a. der italienischen und französischen Literatur; er übersetzte in erheblichem Umfang auch Werke fremdsprachiger Schriftsteller, kompilierte und adaptierte sie für ein deutsches Publikum, übertrug dort erarbeitete neue Genres und Darstellungsformen (etwa das „Gesprächspiel“) in die deutsche Literatur. Dem entsprach sein reges Engagement für die Legitimation und Aufwertung der deutschen Sprache, dem er sich im Anschluß an den Sprachwissenschaftler Justus Schottelius (1612–1676) verschrieb. Mit seinem Bemühen, Wissenschaft und Künste unterhaltsam und nach dem neuesten Geschmack aufzubereiten, wandte er sich an ein Publikum, das Neuem gegenüber aufgeschlossen, ja ‘neugierig’ war und in Mußestunden nicht nur moralisch nutzbringend, sondern auch bildend unterhalten werden wollte. Daß Harsdörffer derartige Lesererwartungen bewußt berücksichtigte, führte ihn zugleich über die traditionellen fiktionalen Formen hinaus. Er beschränkte sich nicht mehr auf geistliche und weltliche Lyrik, auf Novellen und pastorale Prosaeklogen, sondern befaßte sich daneben ausführlich auch mit Mathematik und Naturwissenschaften. Ebenso publizierte er über bildende Kunst, Lexikographie, Philologie und Dichtungstheorie, schrieb Verhaltenslehren ebenso wie Briefsteller oder Ratgeber zur Ernährung und Anleitungen zu Tafelsitten. Über Deutschland hinaus genoß der universal gebildete Nürnberger den Ruf polyhistorischer, enzyklopädischer Gelehrsamkeit und galt zurecht als Mittler zwischen der fortschrittlicheren Romania und dem deutschen Kulturraum.

Seine eigentliche Blütezeit erlebte der Zusammenschluß von Poeten aber erst unter Sigmund von Birken (1626–1681), der nach dem Tod Harsdörffers das Präsidium des Ordens übernahm. Birken war ein kaum minder vielseitiger Poet – und im übrigen einer

der ersten 'freien Schriftsteller', die tatsächlich von ihrer Feder leben konnten. Anders als sein Vorgänger stellte er seine Begabung für Kontaktpflege und Organisation ganz in den Dienst des Ordens. Erst er dehnte den Kreis der zusammenarbeitenden Poeten in der Reichsstadt selbst und über ganz Deutschland hin aus. Nach dem Vorbild der berühmten Fruchtbringenden Gesellschaft, die bereits 1617 in Weimar gegründet worden war, baute er den Blumenorden zu einem Netzwerk literarisch Interessierter aus. Im Unterschied zum überwiegend adeligen Fruchtbringerkreis nahm er vor allem bürgerliche Amtsträger und Theologen auf; der Orden stand aber auch Frauen und sogar Katholiken offen – im konfessionellen Zeitalter alles andere als selbstverständlich.

Die eigentliche literarische Arbeit wurde freilich vor allem von den in und um Nürnberg ansässigen männlichen Mitgliedern geleistet. Sie trafen sich regelmäßig zunächst auf einer Pegnitzinsel westlich der Stadt, später im berühmten Irrhain nahe Kraftshof. Gemeinsam schufen sie – und das ist eine Nürnberger Spezialität – eine Reihe von kollektiven Dichtungen; hierbei wurden Beiträge verschiedener Mitglieder in Vers und Prosa durch eine gemeinsame, oft von Birken stammende Rahmenhandlung nicht nur aneinandergereiht, sondern im besten Sinne integriert. Tugendpropaganda, religiöse Belehrung und Erbauung standen im Mittelpunkt der Dichtungen, mit denen die Pegnitzschäfer zugleich bewußt versuchten, die Ausdrucksfähigkeit der „deutschen Sprache“ zu steigern. Als besonders innovativ, ja als spezifisch für die Nürnberger kann vor allem die lautmalersische und rhythmische Experimentierlust gelten, durch die sie ihre poetischen Erzeugnisse von der gängigen Gelegenheitsdichtung der Zeit abhoben. Ihre Lust am bedeutungsvollen Spiel mit dem Material 'Sprache', ihre Virtuosität im Umgang mit Rhythmus und Reim, ihr hochbarocker Manierismus haben ihnen einen bleibenden Platz in der Literaturgeschichte gesichert.

Die Breitenwirkung des Ordens war – trotz der verhältnismäßig geringen Mitgliederzahl – in erster Linie das Verdienst Birkens.

Er korrespondierte nicht nur mit allen zeitgenössischen Größen der Literatur, sondern zog auch bekannte Poeten in die Reichsstadt – wie die Österreicherin Catharina Regina von Greiffenberg (1633–1694), die heute als bedeutendste deutsche Barockdichterin gilt. Die Ausstrahlung des Blumenordens ging sogar so weit, daß sich vereinzelt – wie etwa in Oettingen – Tochtersonnetten konstituierten, die sich nicht nur durch persönliche Kontakte, sondern auch in der Art des Dichtens direkt auf die Nürnberger hinorientierten. Es wird nicht allzusehr verwundern, wenn die Bedeutung der Sozietät nach Birkens Tod 1681 merklich zurückging. Zwar hat sie noch im späten 17. Jahrhundert – etwa mit dem Altdorfer Poetiker Magnus Daniel Omeis (1646–1708) und einigen anderen – durchaus namhafte und über den engeren Raum hinauswirkende Mitglieder gehabt; der Weg zu einer Art Liebhaberkreis ohne eigenständige Produktivität, zu einem Lesekränzchen war allerdings vorgezeichnet, und er hat sich spätestens seit Beginn des 18. Jahrhunderts dann durchgesetzt. Als geselliger Kreis literarisch interessierter Privatleute existiert der Orden übrigens noch heute.

*

Alle literarische Produktivität, alles poetische Geschick, alle Traditionskenntnis und alle Innovationskraft reichen freilich nicht dazu hin, aus einem Wohn- und Arbeitsort von Autoren tatsächlich ein literarisches Zentrum zu machen. Dazu bedarf es noch weiterer Kontextbedingungen, die unter dem Aspekt der Distribution von Literatur zumindest kurz zusammenzufassen sind. Am Beispiel Nürnbergs ließe sich besonders eindrucksvoll zeigen, daß vor allem die Buchherstellung und der Buchvertrieb hieran einen bedeutsamen Anteil hatten. Die Reichsstadt war nicht nur die erste deutsche Stadt, in der – ab 1390/91 – Papier erzeugt wurde; sie zählte bereits seit der Frühzeit des Buchdrucks (1455/56) – neben Leipzig, Frankfurt und Augsburg – auch zu den wichtigsten deutschen Zentren der Druckwarenproduktion, wobei die Existenz eines florierenden Metallgewerbes, die Niederlassung von Holzschneidern und Kupferstechern, von Illuministen und Buchbin-

dem sowohl Voraussetzung wie Folge der technischen Neuerungen war. Spätestens seit 1470 läßt sich der Buchdruck mit beweglichen Lettern in der Reichsstadt nachweisen. Unternehmer wie der aus Eger stammende Johann Sensenschmidt (um 1422/32 – um 1491), die Nürnberger Marcus Ayser (um 1458 – nach 1506), Friedrich Peypus (um 1485–1535), vor allem aber Anton Koberger (um 1440/45–1513) waren entweder nur im Druck, erfolgreicher aber im Druck und Verlag von Schriften tätig und erwarben schnell eine überregionale Marktstellung. Koberger, der bedeutendste Drucker der Frühzeit, arbeitete bereits täglich mit 24 Pressen, leitete also einen regelrechten Großbetrieb. Seine sorgfältig gestalteten Erzeugnisse – Bibeln und religiöses Schrifttum, die berühmte Schedelsche Weltchronik, Holzschnittwerke Dürers, aber auch Fachliteratur – wurden in ganz Europa von eigenen Faktoren vertrieben. Als bedeutender Drucker und Verleger von Lutherwerken, von juristischen Editionen und besonders auch von technisch aufwendigen Notendruckern – sie mußten mittels Kupferstichtchnik hergestellt werden – machte sich im frühen 16. Jahrhundert auch der aus Unterfranken stammende Johann Petrejus (1497–1550) einen ausgezeichneten Namen. Zahlreiche kleinere Verleger kümmerten sich besonders um naturwissenschaftliche, architektonische, astronomische, technische Veröffentlichungen, die nicht zuletzt vom besonderen Status Nürnbergs als Zentrum mechanischen Erfindergeistes profitierten.

Im 17. Jahrhundert waren es dann Drucker-verleger und Drucker wie Paulus Fürst (1608–1666), die weitverzweigten Familien Endter und Felsecker, die zahlreiche berühmte Bücher aus allen Wissensgebieten erstmals vertrieben – erinnert sei nur an den „Orbis pictus“ des Johann Amos Comenius 1658 oder den fünfbandigen „Aramena“-Roman Herzog Anton Ulrichs von Braunschweig-Lüneburg 1669–1673. Beim Druck von Bibeln und religiösem Kleinschrifttum für das von der Gegenreformation heimgesuchte evangelische Österreich nahm Nürnberg im gesamten 17. Jahrhundert eine geradezu monopolartige Stellung ein. Schon seit dem 15. Jahrhundert war die Stadt zudem das deut-

sche Zentrum der Kartographie, eine Stellung, an die – nach vorübergehendem Niedergang – im 18. Jahrhundert noch einmal angeknüpft werden konnte. Es ist kein Zufall, daß Nürnberg 1662 der Gründungsort der ersten deutschen Kunstakademie wurde, die – zunächst eine private Gründung – knapp zehn Jahre später unter öffentlichen Schutz gestellt wurde.

Daß die Bedeutung Nürnbergs auf dem Druck- und Verlagssektor ganz wesentlich nicht nur mit den umfangreichen Produktionskapazitäten, den qualitätvollen Erzeugnissen, sondern auch mit dem Rang der Stadt als internationales Handels- und Nachrichtenzentrum zu tun hatte, sei nur beiläufig erwähnt. Der ständige Austausch mit in- und ausländischen Metropolen, die hin- und hergehenden Transporte, die alltägliche Reisetätigkeit, die umfangreichen und gerade für heutige Verhältnisse überraschend schnellen Korrespondenzen waren nicht nur von wirtschaftlicher, sie waren auch von wesentlicher kultureller Bedeutung. Gerade auch die Nürnberger Literaten späthumanistischer Ausrichtung und die Barockpoeten aus dem Umfeld des Blumenordens fanden hier also nicht nur vorteilhafte, wenngleich nicht immer ganz konfliktfreie Publikationsmöglichkeiten, sondern auch Anschluß an den internationalen Austausch von Informationen, Kontakten und Gütern.

Medium der Vermittlung von Literatur war aber nicht nur der Anschluß an ein gesamteuropäisches Austauschsystem, es war auch die Bereitstellung von Bildungsgütern innerhalb der Stadt selbst. Eine nicht unwichtige Rolle spielte hierbei die Stadtbibliothek, die bereits vor 1370 als älteste kommunale Bibliothek im Reichsgebiet entstanden war. Auch wenn man sich dort zunächst in erster Linie mit der Sammlung von Verwaltungsschrifttum befaßte: durch die Stiftung von privaten Nachlässen, durch die Aufnahme dedizierter Exemplare und durch Schenkungen seitens der ansässigen Verleger gelangten neben den juristischen schon früh auch naturwissenschaftliche, topographische, medizinische und schöngeistige Werke in den Besitz der Stadt. Die Ratsbibliothek bildete somit – ganz anders als die innerstädtischen Klosterbiblio-

theken, die dann allerdings ebenfalls in ihr aufgingen – eine Sammlung ganz überwiegend weltlicher Bildung. Von hier konnte sich jeder Interessierte entsprechende Bände entleihen – wobei sich der Kreis allerdings naturgemäß auf eine kleine Schicht akademisch Gebildeter beschränkte. Die vom Rat bestellten Stadtbibliothekare, meist Geistliche oder Professoren, trugen nicht nur für die Ordnung des Vorhandenen Sorge, sondern erweiterten die Bestände auch zielstrebig um wichtige Literatur.

An ein breiteres Publikum wandten sich dagegen die Theateraufführungen, die vom Rat zwar streng reglementiert, aber auch nachdrücklich gefördert wurden. Als erste deutsche Stadt ließ Nürnberg 1627/28 auf der Insel Schütt ein kommunales Theatergebäude errichten, das nicht weniger als 3000 Besuchern Platz bot. Es wurde nicht nur von einheimischen Gruppen bespielt, sondern stand vor allem auch reisenden Truppen offen. Berühmte Ensembles reisten bis aus Hamburg und Wien in die Stadt, und auch das Publikum rekrutierte sich aus dem gesamten fränkischen Raum, so daß auch hier mit gutem Grund von einer überregionalen Versorgungsfunktion gesprochen werden kann.

Anders als bisher landläufig angenommen verfügte die Stadt durchaus über ein reges Theaterleben, das im Zusammenhang mit der urbanen Festkultur vor allem des Barockzeitalters gesehen werden muß. Beherrschende Schuldramen in lateinischer, seltener in deutscher Sprache, ernste Trauerspiele, blutrünstige Haupt- und Staatsaktionen und idealisierende Schäferspiele standen neben Balletten und Opernaufführungen, Festspielen, aber auch Fastnachtspielen und Hanswurstiaden und umreißen die ganze Bandbreite theatraler Inszenierungen in Groß- und Kleinformaten, durch Laien und berufsmäßige Schauspieler. Sie sind nicht zuletzt als anlaß- und zweckgebundene Gebrauchs- und Repräsentationskunst, als 'Massenmedium' zu verstehen. Mit ihnen wurden nicht etwa nur kommunikative Bedürfnisse elitärer Kleingruppen befriedigt oder – in modernem Verständnis – Möglichkeiten der Freizeitgestaltung geboten; sie bildeten zugleich ein Medium moralpädagogischer oder auch politischer

Unterweisung, auf das insbesondere die Schulen – wie auch andernorts – nicht verzichten wollten. Schließlich dienten die theatrale Ereignisse auch als Foren reichsstädtischer Selbstdarstellung und wurden zur Steuerung von Fremdwahrnehmung gezielt instrumentalisiert. So mußte die Förderung des Theaterlebens durchaus im Interesse des Rates sein, dem an der Außenwirkung der Stadt gerade auch in kultureller Hinsicht nachdrücklich gelegen war.

*

Schließlich und endlich setzt der Rang als literarisches Zentrum neben der Produktion literarischer Werke, dem Austausch und der Verteilung nach außen auch das Vorhandensein eines Publikums voraus, das in der Lage und bereit ist, Kulturerzeugnisse selbst zur Kenntnis zu nehmen. Schon im Zusammenhang mit den einzelnen Strömungen und Tendenzen des poetischen Schaffens in Nürnberg wurde auf die unterschiedliche Adressatenorientierung einzelner Genres und Autorengruppen hingewiesen. Und tatsächlich ist ein aufnahmebereites Publikum in ganz verschiedenen sozialen Schichten vorhanden gewesen. Von der humanistisch und späthumanistisch orientierten, universitär geschulten Bildungselite war bereits die Rede. Sie erstreckte sich freilich nicht nur auf die einschlägigen, traditionell akademischen Berufe. Auch bei einem bemerkenswerten Teil des Patriziats gehörte es zur Standesehre, eine wissenschaftliche Ausbildung und eine zum Teil mehrjährige Bildungsreise durch die kulturellen Zentren vor allem West- und Südeuropas absolviert zu haben. Obwohl die Ratsmitglieder bekanntlich keinen Doktorhut erwerben durften, verfügten die herausgehobenen und politisch allein bestimmenden Repräsentanten des Stadtadels häufig über bemerkenswerte kulturelle Interessen und Kompetenzen und eine große Weltoffenheit. Auch die nichtpatrizische Ehrbarkeit, die ja oft aus nicht minder erfolgreichen Fernkaufleuten bestand, ist nicht pauschal als saturierte Gruppe von „Pfeffersäcken“ und „Krämerseelen“ zu rubrizieren; sie nahm am kulturellen Leben ihrer Heimatstadt nicht nur rezeptiv, sondern häufig auch mäzenatisch fördernd teil. Ohnehin hat-

ten die Verfasser einer Literatur, die als Casualdichtung im wesentlichen auf private oder öffentliche Anlässe hin ausgerichtet war, keinerlei Vorbehalte, sich ihr Können von den Bedichteten oder auch vom Magistrat 'belohnen' zu lassen. Die „Verehrungen“, die für die Anfertigung entsprechender Werke erwartet und ausgegeben wurden, machten eine wichtige Einkunftsquelle der Literaten aus. Von ihren Dichtungen allein konnten sie in aller Regel nicht leben.

Daß das Publikum nicht nur ein wohlhabendes und zahlungsbereites, sondern auch ein hinlänglich gebildetes war, dafür sorgten unter anderem die städtischen Schulen. In ihnen gehörte die Vermittlung humanistischer Bildungsinhalte zum festen Programm. In Nürnberg war schon 1496 nach italienischem Vorbild eine „Poetenschule“ begründet worden. Anders als die vorher allein üblichen Klosterschulen sollte sie weltliche Bildung unabhängig von religiöser Funktionalisierung und kirchlicher Bevormundung vermitteln. Zwar ging diese betont humanistisch ausgerichtete Gründung schon 1509 nach vielerlei Auseinandersetzungen wieder ein. Aber auch die traditionellen Schulen paßten sich dem Zeitgeist mehr und mehr an. In der Lorenzer Schule unterrichtete ab 1510 für mehrere Jahre der schon erwähnte Johannes Cochlaeus, der ein produktiver humanistischer Editor und Schriftsteller war. Das Nürnberger Gymnasium Aegidianum wurde 1526 als eine Institution gegründet, die von altkirchlicher Einflußnahme frei und betont humanistisch ausgerichtet war. Philipp Melanchthon (1497–1560) arbeitete nicht nur ihr reformatorisch geprägtes Programm aus, sondern empfahl auch geeignetes Lehrpersonal und eröffnete die Schule selbst mit einer feierlichen Rede. Die Aufwertung des 1575 nach Altdorf verlegten Gymnasiums zu einer Akademie (1578), ihre Erhebung zur Universität 1622 waren weitere Schritte, sämtliche Stufen schulischer beziehungsweise akademischer Ausbildung in städtischer Regie zu betreiben. Die Abhängigkeit des Stadtstaates von externen Bildungseinrichtungen und Einflüssen wurde damit gezielt minimiert. Programmatisch und in der Ausrichtung ihres Professoriums fußte sie ganz auf dem Geist

des Späthumanismus, und vor allem im 17. Jahrhundert erreichte sie durch die Berufung namhafter, geistig unabhängiger und innovativer Gelehrter einen weit überregionalen Ruf, der freilich eher auf der juristischen und naturwissenschaftlichen Lehre als auf der in den Fächern der Artistenfakultät beruhte. Für den gesamten protestantischen Süden war sie – noch vor Straßburg und Tübingen – die erste und wichtigste Anlaufstelle der bildungs- hungrigen Jugend.

So war die Bildung in der reichsfreien Kommune nicht auf eine kleine, elitäre Schicht beschränkt oder – wie etwa in fürstlichen Residenzen – auf ein einziges, sozial abgehobenes Zentrum hin ausgerichtet. Die ständischen und gesellschaftlichen Schranken zwischen wirtschaftlicher und politischer Führungsschicht und Gelehrten waren weit aus geringer als die zwischen Fürstentum und akademischen Dienstleistern. Auch die Streuung der Bildung auf die unterschiedlichen Schichten erscheint ganz gegen klischeehafte Erwartungen bemerkenswert 'modern'. Viele Söhne von Handelsleuten, ja von Handwerkern partizipierten nicht nur an der Grundausbildung in den „Deutschen Schulen“, die Schreib- und Lesefähigkeit und – besonders wichtig – das Rechnen vermittelten; sie besuchten auch die Anfangsklassen der Lateinschulen, auf denen ihnen die Grundlagen der Gelehrtensprache und der antiken Kultur nahegebracht wurden. Für Kunsthandwerker jeder Richtung war zum Beispiel die Vertrautheit mit Motiven der griechisch-römischen Mythologie eine unverzichtbare Berufsvoraussetzung, da der zeitgenössische Geschmack entsprechende Darstellungen und den spielerischen Umgang mit einschlägigen Motiven schlichtweg forderte.

So waren Bildung und altsprachliches Anfangswissen bis weit in den Handwerkerstand hinein verbreitet. Die Vertrautheit auch mit zeitgenössischen Strömungen der Poesie, ja eigene dichterische Tätigkeit läßt sich immer wieder auch in Kreisen nachweisen, in denen man sie keineswegs vermuten würde. Befähigten Jugendlichen aus unvermögenden Familien wurde durch ein ausgebautes Stipendiensystem der Besuch höherer Schu-

len und Universitäten ermöglicht, und gerade der Pfarrernachwuchs rekrutierte sich nicht zum geringsten Teil aus Personen bescheidener, bedürftiger Herkunft. Es war die in der Regel hochgebildete Nürnberger Geistlichkeit, die in überraschendem Umfang mit eigenen Werken den regen Bedarf befriedigte, der bei breiten Leserschichten weit über die Grenzen der Reichsstadt hinaus an erbaulicher und belehrender Literatur evangelischer Prägung bestand.

Anteil an der Bildungsfreundlichkeit hatte wohl nicht zuletzt auch die weltoffene Ausrichtung der Nürnbergischen Religionsverhältnisse. 1525 war die Reichsstadt als eine der ersten zur Reformation übergegangen und hatte sich von Anfang an an einem vergleichsweise irenischen Philippismus orientiert. Auch später, in der Phase der Reformorthodoxie, unterschied sich Nürnberg damit deutlich von den rigoristischer eingestellten lutherisch-orthodoxen und später auch pietistisch orientierten Gemeinwesen. Daß weltliche Bildung Berechtigung auch jenseits kirchlicher und religiöser Funktionen habe, ist eine Überzeugung, die sich bei den patristischen Entscheidungsträgern bereits vor der Reformation durchgesetzt hatte. Natürlich hat es auch hier und auch in späterer Zeit an Konflikten zwischen einer sittenstrengen Geistlichkeit und einer vergleichsweise liberalen Obrigkeit nicht gefehlt. Die magistrale 'Kulturpolitik' wurde aber von humanistisch geschulten, wirtschaftlich unabhängigen Großkaufleuten und Landbesitzern gesteuert, und diese waren viel zu selbstbewußt und zu weitsichtig, um sich von fundamentalistischen Strömungen vereinnahmen zu lassen. Schon aus wirtschaftlichen Gründen auf Ausgleich, auch auf politische Vorsicht bedacht, trat man konfessionalistischen Einschränkungen stets mit Nachdruck gegenüber. Dem kulturellen Leben wurde auf diese Weise eine relative geistige Freiheit und Offenheit gesichert, die es andernorts oft nicht gab.

Mit diesen rudimentären Bemerkungen zum geistigen Klima als Rahmenbedingung der literarischen Leistungen im Nürnberg der frühen Neuzeit müssen wir schließen. Vieles

mußte übergangen, manches sicher auch unzulässig konzentriert werden. Deutlich geworden aber sollte nichtsdestoweniger sein, daß Nürnberg vom ausgehenden 15. bis ins 17. Jahrhundert ein literarisches Zentrum darstellt, dem an überregionaler, ja überkonfessioneller Ausstrahlung damals nur wenige gleichkamen und das ein ungewöhnlich breites Spektrum von Angeboten für unterschiedliche Publikumssegmente bot. Die Bedeutung der Stadt beruht dabei nicht nur auf dem individuellen Wirken herausragender Köpfe, von denen übrigens nur die deutliche Minderheit gebürtige Nürnberger waren; entscheidend sind vielmehr zum einen die enge Vernetzung der kulturschöpferischen Elite, zum anderen die fördernden Rahmenbedingungen, die die Anziehungskraft der Stadt für auswärtige, zeitweilige oder dauerhafte Zuzügler erst geschaffen haben.

Diese Faktoren selbst sind vielfältiger, sowohl geographischer wie materieller, sowohl politischer wie mentaler Art. Wirtschaftliche Prosperität und Verkehrsgunst, internationale Ausrichtung und Patriotismus, traditionales Standesbewußtsein und soziales und kulturelles Verantwortungsdenken, Handelsgeist und Mäzenatentum, Beharrungsvermögen und Aufgeschlossenheit gegenüber Innovationen (der sprichwörtliche Nürnberger „Witz“), oligarchische Verfassung und politische Vorsicht, ja politisches Lavieren und Sicherheitsdenken, konfessionelle Selbständigkeit und religiöse Offenheit, aber auch individuelles Wirken und glückliche historische Zufälle haben hier – unter anderem – eine Rolle gespielt.

Eine abschließende Aufzählung von Standortfaktoren ist das nicht. Will man das literarische Leben mitsamt seinen Außenwirkungen ganzheitlich erfassen, so muß es als kulturelles Subsystem innerhalb des sozialen Systems mit vielerlei Abhängigkeiten von anderen gesellschaftlichen Bereichen verstanden werden. Zwischen der literarischen Produktion, ihren literaturinternen und literaturexternen Normen und Rahmenbedingungen auf der einen und den Faktoren der Distribution und der Rezeption literarischer Werke auf der anderen Seite bestehen viel-

fache Interdependenzen. Nur wenn man sie gleichgewichtig berücksichtigt, läßt sich ein abgerundeteres Bild eines komplexen 'literarischen Zentrums' erzielen.

Geleistet ist diese Arbeit bisher leider allenfalls in isoliert bleibenden Ansätzen. Von der institutionalisierten staatsbayerischen Literaturgeschichtsschreibung ist hier aufgrund der auffälligen Zentrierung auf altbayerisch-katholische Traditionsbildungen nur bedingt Rückhalt zu erwarten. Um so erfreulicher ist es deshalb, daß die Stellung Nürnbergs in der Literaturhistorie inzwischen national und international zunehmend honoriert wird. Immer wieder werden Detailuntersuchungen zur Problemen der reichsstädtischen Literaturgeschichte vorgelegt, und es sind bezeichnenderweise oft auswärtige, ja nicht selten aus Übersee kommende Wissenschaftler, die sich um die Auswertung des reichen Quellenbestandes und um die Synthesebildung bemühen. Gerade die Konzentration auf einen vergleichsweise kleinen Untersuchungsraum und einen beschränkten Untersuchungszeitraum eröffnet hierbei die Möglichkeit, der unbestreitbar komplexen Beziehungen und Abhängigkeiten besser Herr zu werden. Dies inhaltlich vertieft und über einen längeren Zeitraum hinweg exemplarisch zu untersuchen, wäre ein enorm wichtiges Unterfangen für eine Literaturgeschichtsschreibung, die die literaturexternen, materialen Entstehungsbedingungen von Kultur nicht ganz aus den Augen verlieren möchte. So ist die Hoffnung ja vielleicht doch nicht vermessen, daß eines Tages tatsächlich eine zusammenfassende, auch kultur- und wirtschaftsgeschichtlich fundierte Literaturgeschichte Nürnbergs vorgelegt wird, auch wenn die Bedeutung dieser Stadt als literarisches Zentrum auf das 15. bis 17. Jahrhundert beschränkt geblieben ist.

*

Literaturhinweise

Allgemein:

Friedrich BOCK: Altnürnberger Dichtung von Hans Sachs bis Grübel. In: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg 53 (1965), S. 363–385 (*kursorischer Überblick, in den Wertungen vielfach überholt*).

Gerhard PFEIFFER (ed.): Nürnberg – Geschichte einer europäischen Stadt. München 1971 (*darin eine ganze Reihe fundiert einführender Beiträge, deren Forschungsstand und Literaturverweise mittlerweile allerdings nicht mehr ganz aktuell sind*).

Hans PÖRNACHER: Literatur und Theater von 1500–1800. In: Max Spindler (ed.): Handbuch der bayerischen Geschichte, III/1: Franken, Schwaben, Oberpfalz bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. 2. Aufl. München 1979, S. 707–717 (*knappe Darstellung der fränkischen Literaturgeschichte, bei der die Nürnberger Dichtung – einschließlich der Regensburgs und Sulzbachs – auf vier Seiten abgehandelt wird; der vom gleichen Verfasser stammende, 50 Berichtsjahre weniger beinhaltende Abschnitt über die altbayerische Dichtung in Bd. II desselben Handbuchs umfaßt dagegen 36 Seiten*).

Meistersang:

Bert NAGEL: Der deutsche Meistersang. Poetische Technik, musikalische Form und Sprachgestaltung der Meistersinger. Heidelberg 1952.

Bert NAGEL: Meistersang (Sammlung Metzler, 12). Stuttgart 1962. 2. Aufl. ebd. 1965.

Bert NAGEL (ed.): Meistersang. Meisterlieder und Singschulzeugnisse. Stuttgart 1965, Nachaufl. ebd. 1977.

Bert NAGEL (ed.): Der deutsche Meistersang (Wege der Forschung, 148). Darmstadt 1967.

Horst BRUNNER / Erich STRASSNER: Volkskultur vor der Reformation. In: Pfeiffer 1971, a. a. O., S. 199–207.

Horst BRUNNER / Erich STRASSNER: Hans Sachs. In: Pfeiffer 1971, a. a. O., S. 207–211.

Horst BRUNNER / Erich STRASSNER: Nürnberger Literatur um 1600. In: Pfeiffer 1971, a. a. O., S. 283–287.

Barbara KÖNNEKER: Hans Sachs (Sammlung Metzler, 94). Stuttgart 1971.

Horst BRUNNER: Die alten Meister. Studien zur Überlieferung und Rezeption der mittelhochdeutschen Sangspruchdichter im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters, 54). München 1975.

Niklas HOLZBERG (ed.): Hans-Sachs-Bibliographie. Schriftenverzeichnis zum 400jährigen Todestag im Jahr 1976 (Beiträge zur Geschichte und Kultur der Stadt Nürnberg, 20). Nürnberg 1976.

Horst BRUNNER / Johannes RETTELBACH (ed.): Die Töne der Meistersinger. Die handschriften der Stadtbibliothek Nürnberg [...] in Abbildungen und mit Materialien (Litterae, 47). Göppingen 1980.

Johannes Karl Wilhelm WILLERS (ed.): Hans Sachs und die Meistersinger in ihrer Zeit. Nürnberg 1981.

Frieder SCHANZE: Meisterliche Liedkunst zwischen Heinrich von Mügeln und Hans Sachs (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters, 82–83). 2 Bde. München 1983 f.

Reinhard HAHN: Meistergesang. Leipzig 1985.

Maria E. MÜLLER: Der Poet der Moralität. Untersuchungen zu Hans Sachs (Europäische Hochschulschriften, 01/800). Bern, Frankfurt/M. 1985.

Horst BRUNNER / Burghart WACHINGER (ed.): Repertorium der Sangsprüche und Meisterlieder des 12. bis 18. Jahrhunderts. Tübingen 1986 ff.

Eckhard BERNSTEIN: Hans Sachs. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek 1993.

Dieter MERZBACHER (ed.): 500 Jahre Hans Sachs. Handwerker, Dichter, Stadtbürger (Ausstellungskataloge der Herzog August Bibliothek, 72). Wiesbaden 1994.

Stephan FÜSSEL (ed.): Hans Sachs im Schnittpunkt von Antike und Neuzeit. Akten des interdisziplinären Symposions vom 23./24. September 1994 in Nürnberg (Pirckheimer-Jahrbuch, 10). Nürnberg 1995.

Fastnachtsspiel:

Eckehard CATHOLY: Fastnachtsspiel (Sammlung Metzler, 56). Stuttgart 1966.

Gerd SIMON: Die erste deutsche Fastnachtsspieltradition. Zur Überlieferung, Textkritik und

Chronologie der Nürnberger Fastnachtsspiele des 15. Jahrhunderts (Germanische Studien, 240). Lübeck u.a. 1970.

Werner LENK: Das Nürnberger Fastnachtsspiel des 15. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Theorie und Interpretation des Fastnachtsspiels als Dichtung (Veröffentlichungen des Instituts für Deutsche Sprache und Literatur, 33). Berlin 1966.

Rüdiger KROHN: Der unanständige Bürger. Untersuchungen zum Obszönen in den Nürnberger Fastnachtsspielen des 15. Jahrhunderts. Kronberg/Ts. 1974.

Dieter WUTTKE / Walter WUTTKE (ed.): Fastnachtsspiele des 15. und 16. Jahrhunderts. Stuttgart 1973, Nachaufl. ebd. 1978.

Helmut KRAUSE: Die Dramen des Hans Sachs. Untersuchungen zur Lehre und Technik (Deutsche Sprache und Literatur, 1). Berlin 1979.

Bernhard SOWINSKI: Das Fastnachtsspiel. In: Otto Knörrich (ed.): Formen der Literatur in Einzeldarstellungen, 2. Aufl. Stuttgart 1991, S. 107–113.

Humanistische Dichtung:

Joseph PFANNER: Geisteswissenschaftlicher Humanismus. In: Pfeiffer 1971, a. a. O., S. 127–133.

Niklas HOLZBERG: Willibald Pirckheimer. Griechischer Humanismus in Deutschland (Humanistische Bibliothek, 1/14). München 1981.

Eckhard BERNSTEIN: Die Literatur des deutschen Frühhumanismus (Sammlung Metzler, 168). Stuttgart 1978.

August BUCK: Humanismus. Seine europäische Entwicklung in Dokumenten und Darstellungen (Orbis academicus, 1/16). Freiburg u. a. 1987.

Klaus MALETTKE / Jürgen VOSS u. a. (ed.): Humanismus und höfisch-städtische Eliten im 16. Jahrhundert (Pariser historische Studien, 27). Bonn 1989, 2. Aufl. ebd. 1990.

Stephan FÜSSEL (ed.): 500 Jahre Schedelsche Weltchronik. Akten des interdisziplinären Symposions vom 23./24. April 1993 in Nürnberg (Pirckheimer-Jahrbuch, 9). Nürnberg 1994.

Bodo GUTHMÜLLER: Latein und Nationalsprachen in der Renaissance (Wolfenbütteler Abhandlungen zur Renaissanceforschung, 17). Wiesbaden 1998.

Emblematik:

Arthur HENKEL / Albrecht SCHÖNE (ed.): *Emblemata. Handbuch zur Sinnbildkunst des XVI. und XVII. Jahrhunderts.* Stuttgart 1967, Taschenausgabe 1996.

Frederick J. STOPP: *The Emblems of the Altdorf Academy. Medals and Medal Orations 1577–1626* (Publications of the Modern Humanities Research Association, 6). London 1974.

Irmgard HOPEL: *Emblem und Sinnbild. Vom Kunstbuch zum Erbauungsbuch.* Frankfurt/M. 1987.

Werner Wilhelm SCHNABEL: *Über das Dedizieren von Emblemen. Binnenzueignungen in Emblematiken des 16. und 17. Jahrhunderts.* In: Ferdinand van Ingen / Christian Juranek (ed.): *Ars et Amicitia. Beiträge zum Thema Freundschaft in Geschichte, Kunst und Literatur.* Festschrift für Martin Bircher zum 60. Geburtstag am 3. Juni 1998 (Chloe, Beihefte zum Daphnis, 28). Amsterdam, Atlanta GA 1998, S. 115–166.

Pegnesischer Blumenorden:

Kurt WÖLFEL: *Nürnberg als poetischer Trichter. Über das literarische Leben in der Reichsstadt.* In: Wolfgang Buhl (ed.): *Barock in Franken.* Würzburg 1969, S. 109–141.

Kurt WÖLFEL: *Barockdichtung in Nürnberg.* In: Pfeiffer 1971, a. a. O., S. 338–344.

Karl F. OTTO: *Die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts* (Sammlung Metzler, 109). Stuttgart 1972.

Conrad WIEDEMANN / Sebastian NEUMEISTER (ed.): *Res Publica Litteraria. Die Institutionen der Gelehrsamkeit in der frühen Neuzeit* (Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung, 14). 2 Bde. Wiesbaden 1987.

Renate JÜRGENSEN: *Utile cum dulci. Mit Nutzen erfreulich. Die Blütezeit des Pegnesischen Blumenordens in Nürnberg 1644 bis 1744.* Wiesbaden 1994.

John Roger PAAS (ed.): *Der Franken Rom. Nürnbergs Blütezeit in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts.* Wiesbaden 1995.

Klaus GARBER / Heinz WISMANN / Winfried SIEBERS (ed.): *Europäische Sozietätsbewegung und demokratische Tradition. Die europäischen Akademien der Frühen Neuzeit zwischen Frührenaissance und Spätaufklärung.* 2 Bde. (Frühe Neuzeit, 26/27). Tübingen 1996.

Distribution:

Rudolf SCHMIDT: *Deutsche Buchhändler. Deutsche Buchdrucker. Beiträge zu einer Firmengeschichte des deutschen Buchgewerbes.* 6 Bde. Berlin 1902–1908 (Ndr. in 1 Bd.: Hildesheim, New York 1979).

Karlheinz GOLDMANN: *Geschichte der Stadtbibliothek Nürnberg.* Nürnberg 1957.

Lore SPORHAN-KREMPPEL: *Nürnberg als Nachrichtenzentrum zwischen 1400 und 1700* (Nürnberger Forschungen, 10). Nürnberg 1968.

Fritz SCHNELBÖGL: *Stadt des Buchdrucks und der Kartographie.* In: Pfeiffer, 1971, a. a. O., S. 218–224.

Elisabeth BEARE: *Bibliotheken in der Stadtbibliothek (14.–20. Jahrhundert).* (Ausstellungskatalog der Stadtbibliothek Nürnberg, 93). Nürnberg 1982.

Jakob KONRAD: *333 Jahre Felsecker/Sebald. Geschichte einer Nürnberger Druckerei.* Nürnberg 1990.

Markus PAUL: *Reichsstadt und Schauspiel. Theatrale Kunst im Nürnberg des 17. Jahrhunderts* (Frühe Neuzeit). Tübingen 2001 (erscheint demnächst).

Rezeption:

Rolf ENGELSSING: *Der Bürger als Leser. Die Bildung der protestantischen Bevölkerung Deutschlands im 17. und 18. Jahrhundert am Beispiel Bremen.* In: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 3 (1961), Sp. 205–368.

Klaus LEDER: *Universität Altdorf. Zur Theologie der Aufklärung in Franken. Die theologische Fakultät in Altdorf 1750–1809.* Nürnberg 1965.

Hans LIERMANN: *Geistiges und gelehrtes Leben im Zeitalter des Barock und der Aufklärung.* In: Pfeiffer 1971, a. a. O., S. 329–338.

Hans RECKNAGEL: *Die nürnbergische Universität Altdorf.* Altdorf 1993.

Werner Wilhelm SCHNABEL: *„Vita sine literis mors...“.* Georg Palma (1543–1591) und seine Bibliothek. In: *Librarium* 40 (1997), S. 2–11.

Theodor VERWEYEN / Werner Wilhelm SCHNABEL: *Angewandte Emblematik und Stammbuch. Interpretationsprobleme am Beispiel verarbeiteter „Emblemata Zingrefiana“.* In: Hans-Peter Ecker (ed.): *Methodisch reflektiertes Interpretieren.* Festschrift für Hartmut Laufhütte zum 60. Geburtstag. Passau 1997, S. 117–155.

Johann Peter Uz und die Literatur der Aufklärung in Ansbach.

Am Samstag, den 25. Mai 1781 brach ein Reisender abends gegen halb sieben von der Universitätsstadt Erlangen auf. Er hatte Pferde und Wagen gemietet, um sich in der Nacht in die markgräfliche Residenzstadt Ansbach bringen zu lassen. Es war Friedrich Nicolai, der weithin bekannte Verleger, Kritiker, Förderer der Wissenschaften und Motor der Aufklärung, der auf seiner Reise durch Süddeutschland zunächst Coburg, Bamberg und Erlangen besucht hatte, dann weiter nach Nürnberg, Altdorf, Augsburg bis in die Schweiz ziehen wollte. Überall trug er Informationen über die wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Verhältnisse zusammen, befragte Experten und konsultierte Bibliotheken. Die gewaltige Stoffsammlung diente einem zeittypischen Ziel: einen gelehrten Reisebericht über die Länder und Städte zu verfassen, die er besucht hatte.

Der Besuch in Ansbach findet sich im ersten der insgesamt zwölf dickleibigen Bände, in denen die einjährige Reise in fast 14 Jahren Arbeit niedergeschrieben wurde. Der Bericht erlaubt es uns, Nicolai auf seinem sonntäglichen Ausflug nach Ansbach zu begleiten, einem Ausflug, der so ganz im Zeichen der Literatur stand, daß er uns das literarische Leben in dieser Stadt mit den Augen eines zeitgenössischen Besuchers zeigt. Dabei wird deutlich werden, daß 'Literatur' für den Leser des 18. Jahrhunderts in vielerlei Hinsicht noch etwas entschieden anderes bedeutet als heute: nicht nur, daß das, was wir heute als Literatur zu bezeichnen gewohnt sind, damals Dichtung oder gar Poesie genannt wurde. Nein, darüber hinaus war Dichtung – und auch wissenschaftliche Literatur – Mittelpunkt der Geselligkeit. Ziel der Reise war nicht so sehr die Stadt Ansbach sondern vielmehr der dort 1720 geborene und seit seiner Rückkehr vom Studium im Jahre 1743 fast ununterbrochen dort ansässige Dichter und Jurist Johann Peter Uz. Nicolai und Uz waren sich keine Unbekannten. Spä-

testens seit einem Briefwechsel, den Uz auf der Suche nach einem neuen Verleger für eine Ausgabe seiner Gedichte wohl im Jahr 1765 begonnen hatte, stand man miteinander in losem Kontakt. Aber schon vorher hatte Uz Nicolais publizistische Aktivitäten mit Interesse wahrgenommen. Das wichtigste Unternehmen des rührigen Organisers für ihn war zweifellos die „Allgemeine Deutsche Bibliothek“, eine Zeitschrift, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, Neuerscheinungen aus allen Gebieten des Wissens und der Literatur anzuzeigen und zu besprechen. Sie erschien seit 1765 und bedeutete für Uz bei aller Kritik an dem in ihr propagierten literarischen Geschmack doch den Zugang zum literarischen Leben der Zeit. Aber schon das Vorgänger-Projekt, die „Briefe die neueste Literatur betreffend“ hatte Uz sorgfältig beobachtet. Da konnte Nicolai sicher sein, auch am frühen Sonntagmorgen nicht vor verschlossenen Türen zu stehen.

Die problemlose Reise führte auf den gut ausgebauten Poststraßen zunächst vor die Tore Nürnbergs nach Gostenhof; von dort nahm man den Weg über Heilsbrunn nach Ansbach. Mit Tagesanbruch ist Nicolai am Ziel, wo er nur kurz den Gasthof aufsucht, in dem sein gemieteter Wagen auf die Rückfahrt nach Nürnberg am Nachmittag warten wird. Nachdem der Reisestaub aus den Kleidern geklopft und ein kleines Frühstück eingenommen ist, ist das Ziel das Wohnhaus Uzens.

Die Hauptabsicht meiner Reise nach Anspach war, meinen vieljährigen würdigen Freund, Hrn. Utz persönlich kennen zu lernen, welches ich schon so lange gewünscht hatte. Ich eilte also zuerst zu diesem vortreflichen Manne, vortreflich durch seine unsterblichen Werke, durch seine mannigfaltigen Einsichten, und durch sein redliches Herz. Er ist unverheirathet, und bewohnt ein kleines Haus, worin Genügsamkeit und Liebe zu den Mussen mit ihm wohnen.¹⁾